

CHRISTIANE OMASREITER
KATHRIN SCHECK

DIE BILDER MACHERIN

und das Hexenhaus

KRIMINALROMAN



ATHESIA

Inhaltsverzeichnis

Prolog

1. Kapitel
2. Kapitel
3. Kapitel
4. Kapitel
5. Kapitel
6. Kapitel
7. Kapitel
8. Kapitel
9. Kapitel
10. Kapitel
11. Kapitel
12. Kapitel
13. Kapitel
14. Kapitel
15. Kapitel
16. Kapitel
17. Kapitel
18. Kapitel
19. Kapitel
20. Kapitel
21. Kapitel
22. Kapitel
23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

Glossar

Prolog

Es ist weit nach Mitternacht, aber an Schlaf ist nicht zu denken. Ich bin viel zu aufgewühlt, um auch nur ein Auge zuzumachen. Wie ein wild gewordenes Tier laufe ich in meinem Schlafzimmer hin und her. Seit einiger Zeit behüte ich, was rechtmäßig mein ist. Zwar nur aus der Ferne, trotzdem fühle ich mich mit dem Haus auf eine eigenartige Weise verbunden. Warum tun sie mir das an? Fremde dort, wo nur ich leben sollte. Das kann ich nicht zulassen. Das ist nicht recht. In mir brodeln das Gefühl der Ungerechtigkeit, das mein Inneres ganz und gar in Beschlag nimmt. Ich ballen meine Hände zu Fäusten, dass die Knöchel weiß hervortreten. Wütend schlage ich gegen die Wand des Raumes. Immer wieder und immer wieder, bis meine Hand blutet. Schmerzen spüre ich keine. Erlösung bringt es auch nicht. Es kocht weiter in mir. Ich weiß, so werde ich keine Ruhe finden. Ich verlasse meine Wohnung.

Draußen herrscht tiefschwarze Nacht. Der Himmel ist bedeckt, kein Mond, keine Sterne sind zu sehen. Die Luft riecht nach Regen. Wie getrieben laufe ich den Weg zum Waldrand und steige den morschen Hochstand hinauf, den die Jäger schon seit Jahren nicht mehr nutzen. Obwohl das Holz knarzt, steige ich in der Gewissheit weiter, dass es mein Gewicht trägt. In den letzten Monaten war ich fast täglich hier und habe hinübergeschaut zu meinem Haus. Friedlich und unberührt liegt es da. Alles ist in Ordnung. Nur dieser Anblick vermag mich zu besänftigen. Allmählich beruhigt sich mein Puls und das Rauschen in meinem Kopf lässt nach, sodass es mir wieder gelingt, die Geräusche meiner Umgebung wahrzunehmen. Ein kleiner Bach

plätschert und in der Ferne ruft eine Eule. Noch ist alles unverändert. Noch bin ich nicht gefordert.

Morgen aber soll diese Frau dort mit ihren Bälgern einziehen. Sie wird da schlafen, wo nur ich schlafen sollte: in meinem Zimmer, in meinem Bett. Das Weib wird da kochen und leben, wo nur ich allein hingehöre. Nur mir ist es rechtmäßig erlaubt, es zu besitzen, es zu betreten, darin zu leben und zu atmen und seine Energie zu spüren und sie in mich aufzunehmen. Die Fremde wird alles beschmutzen, was mein ist. Das kann ich unmöglich zulassen.

Meine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass alles so bleibt, wie es momentan ist. Schon einmal habe ich eingreifen müssen, damit das Haus weiter seinen Frieden hat. Auch dieses Mal werde ich nicht zögern, alles zu tun, was nötig ist. Andere wissen das Vermächtnis des Hauses nicht zu schätzen. Sie verändern alles, ohne die Würde meines Hauses zu respektieren. Das kann nur ich. Denn es ist meines. Mein ganzes Leben lang hat man mich belogen und betrogen. Doch dieses Mal stelle ich mich dagegen, füge mich nicht in mein Schicksal wie ein Lamm, das man zur Schlachtbank führt. Ich lasse mir nicht wegnehmen, was mir gehört. Von niemandem. Es ist mein Schatz, der Schlüssel zu meiner Vergangenheit und damit zu meinem Leben. Nur mir steht dieses Haus zu.

Ich werde tun, was ich tun muss, um das Haus zu schützen und zu bewahren. Ich bin der HÜTER des Hauses!

Die Morgendämmerung bricht an. Nervös reibe ich mir meine Augen. In letzter Zeit gibt es zu viele Nächte, in denen ich nicht schlafen kann. Aber das Versprechen, das ich mir selbst gegeben habe, das Haus zu behüten, fordert mir alles ab. Ich muss aufbrechen. Keiner darf mich sehen. Noch ist es zu früh, um mich zu erkennen zu geben. Ein letztes Mal blicke ich über meine Schulter zurück zu meinem Haus.

1.

„*Olls do, wo's hinkearscht*¹“, sagte Evi mit einem fröhlichen Lächeln, nachdem sie eine von Amalias widerspenstigen Locken erneut mit einer Haarnadel in der aufwendigen Flechtfrisur befestigt hatte. Amalia blickte prüfend in den Spiegel und musste zugeben, dass ihre Freundin recht hatte: Ihr dunkelgrünes Dirndl, das die Farbe ihrer Augen betonte, saß wie angegossen, unterstrich die Vorzüge ihrer weiblichen Figur und brachte ihr Dekolleté vorteilhaft zur Geltung. Ihre Haut schimmerte zartbraun, da sie erst kürzlich von einem Bademoden-Shooting, das sie auf Barbados fotografiert hatte, zurückgekommen war. Ihr Gesicht mit den hohen Wangenknochen und der geraden Nase wirkte dank der kunstvollen Aufsteckfrisur ausnahmsweise klassisch schön. Auch ihre beste Freundin seit Kindergarten Tagen, die sich hinter ihr spiegelte, sah großartig aus. Gertenschlank in einem hellblauen Dirndl, das ihr seit zehn Jahren unverändert passte, die blonden Haare zu einem Kranz aufgesteckt, wirkte sie jung und mädchenhaft und nicht wie die Mutter von drei Kindern, die gerade eine schwierige Trennung durchmachte. Sie lächelten sich im Spiegel zu, und Amalia vermeinte in Evis Augen die gleiche Vorfreude aufblitzen zu sehen, die auch sie verspürte.

Es war *Kirschtsa* in Pfunders. Nach einem langen harten Winter war es das erste große Fest. Am Sportplatz wurde ein Zelt, das Platz für tausend Leute bot, aufgestellt. Wenn man bedachte, dass das kleine Bergdorf in einem Seitental des *Pustertales* nur sechshundert Einwohner hatte, war es eine beachtliche Leistung, was die *Bauernjugend*, die den *Kirschtsa* organisierte, jedes Jahr auf die Beine stellte. Was

das Fest für Amalia so besonders machte, war, dass fast jeder vom Dorf mithalf. Die einen bedienten oder schenkten an der Bar aus, die anderen halfen in der Braterei, wieder andere machten *Tirschtlan* oder brachten selbst gebackene Kuchen. Nie wurde der Zusammenhalt im Dorf so deutlich wie in den Wochen rund um den *Kirschtsa*.

Das Klingeln der Haustürglocke riss sie aus ihren Gedanken. Sie öffnete die Tür und konnte sich eines Lachanfalls nicht erwehren. Pünktlich zum *Pfundrer Kirschtsa* hatten sich ihre Berliner Freunde Maurice und Arne angekündigt. Maurice war ganz versessen darauf, „*dat* urige Bergdorf, in dem du dein Talent vergeudest, mit all seinen kernigen Bewohnern“ – wie er sich ausdrückte – endlich kennenzulernen. Er hatte sich für den Event, wie er den *Kirschtsa* ständig nannte, in Schale geworfen und war, wie es seine Art war, weit über das Ziel hinausgeschossen. Der Berliner trug ein pink-weiß kariertes Hemd zu einer viel zu engen und extrem kurzen Lederhose und auf dem Kopf saß ein spitzer Filzhut mit passender magentafarbener Kordel.

Wo er den Hut wohl herhatte, fragte sich Amalia amüsiert. Etwa vom letzten Oktoberfestbesuch? „*Schneidig* bist du“, sagte Amalia mit einem breiten Grinsen und umarmte Maurice dann herzlich. Nach dem Rund-um- die-Uhr-Lieferservice vom Chinesen war es dieser Mann, den sie seit ihrem Wegzug von Berlin am meisten vermisste. Er wollte zusammen mit Arne einen Urlaub in Venedig machen und hatte einen Zwischenstopp in Pfunders eingelegt. Natürlich nächtigte er im *Sporthotel Acherer* anstatt auf ihrer Couch, denn Luxus und Bequemlichkeit waren dem angesagten Stylisten immens wichtig.

„Man soll ja authentisch sein, wenn man auf Einheimische trifft, nicht wahr?“

Amalia zog sich aus der Verlegenheit, indem sie nicht näher auf die „Authentizität“ seines Outfits einging, sondern sich übergangslos Arne zuwandte. Dieser trug Jeans und ein T-Shirt mit den Tourdaten der Rolling Stones von 2006.

Neben seinem exaltierten Freund wirkte er wie immer überraschend normal. Ganz anders als Maurice' frühere Liebschaften war er weder jünger noch in der Modebranche zu Hause, stattdessen unterrichtete der ernsthafte Mittdreißiger an der Universität Berlin Informatik. All dieser Gegensätze zum Trotz hielt die Beziehung schon seit über einem halben Jahr, was für Maurice einen Rekord darstellte. Da sie selbst von Berlin weggezogen war, als die Beziehung der beiden an Fahrt aufgenommen hatte, kannte sie Arne noch nicht so gut. Ein wenig unsicher zog sie ihn heran und gab ihm drei Küsschen links und rechts auf die Wange, wie es in Südtirol üblich war. Beinahe wären sie mit den Nasen zusammengestoßen und Arne zuckte verlegen zurück.

„Schön, dass du da bist.“ Sie war ein wenig peinlich berührt. War sie dem Professor zu nahe getreten?

„Maurice erzählt so viel von dir, dass ich dich jetzt endlich richtig kennenlernen will“, sagte Arne mit einem Lächeln, das herzlich und aufrichtig wirkte.

Schnell stellte sie den beiden Evi vor.

Bald waren sie zu viert unterwegs zum *Kirschtal*. Das erste Bier würde sicher helfen, ihr die anfängliche Verkrampftheit zu nehmen.

„*Bildomocharin!* Hiiiiier!“

Das Festzelt war bereits komplett voll und auf der Bühne spielte eine Band schwungvolle Oberkrainer Musik. Es war ein wildes Gedränge und Geschiebe, aber eine Frau schaffte es, sich in diesem Trubel bemerkbar zu machen. Amalia sah sich suchend um. Da war sie: die Stoana Nanne. Anna Steinhauser, wie sie wirklich hieß, war Amalias Nachbarin. Sie war eine etwas grobschlächtige Frau, über sechzig und hatte heute ihren rundlichen Körper in ein rotes Dirndl gepackt, das an ihrer matronenhaften Brust gefährlich spannte. Ihr dünnes mit grauen Strähnen durchzogenes Haar hatte sie wie immer zu einem ordentlichen Kranz hochgesteckt. Und sie winkte, was das Zeug hielt.

„Ist sie das? Die Nanni?“, zischte es aufgeregt hinter Amalia.

„Ja, ist sie. Und sie heißt Nanne“, gab sie belustigt zurück. Das konnte heiter werden.

„Und was hat die geschrien?“

„Bildermacherin“, antwortete Amalia mit einem wehmütigen Lächeln, denn so hatten die Pfundrer Amalias Oma Zille genannt. Als ihre geliebte Oma damals nach dem Tod ihres Mannes begonnen hatte, als Fotografin zu arbeiten, war sie zuerst belächelt und abfällig als „Bildomocharin“ bezeichnet worden. Als sie sich über Jahrzehnte, durch harte Arbeit und einen Blick fürs Wesentliche, schließlich einen hervorragenden Ruf als Fotografin erworben hatte, war der Spitzname geblieben, wurde nun aber mit Respekt ausgesprochen. Seit Amalia nach dem Tod ihrer Großmutter deren Fotoatelier übernommen hatte, begannen die Leute, sie mit „Bildermacherin“ anzureden. Es war immer bittersüß für Amalia, dieses Wort zu hören. Einerseits war es für sie eine Ehre, mit Zille verglichen zu werden, die sowohl als Mensch als auch als Fotografin ein Vorbild für Amalia war. Andererseits schmerzte der Verlust dieser warmherzigen, lebensklugen Frau, bei der sie aufgewachsen war, immer noch.

Sie bahnten sich einen Weg zu Nannes Tisch, wo diese mit zwei Frauen vom Kirchenchor saß.

„*Hoila*, darf ich euch Maurice und seinen Freund Arne vorstellen?“

Die sonst so redselige Nanne sagte zuerst einmal gar nichts, sondern musterte Maurice kritisch von oben bis unten.

Amalia verkniff sich ein Lachen, als sie sich vorstellte, was ihr angesichts Maurice' Garderobe durch den Kopf gehen musste.

„*Holla*, die Berliner sind da“, sagte Nanne schließlich und neigte huldvoll den Kopf als Zeichen, dass sie sich setzen

konnten. Maurice stieß Amalia unsanft zur Seite und sicherte sich den Platz direkt neben Nanne. Mit einem Schulterzucken setzte Amalia sich auf die Bierbank gegenüber. Es dauerte nicht lange und alle hatten ein Bier und etwas zu essen vor sich stehen. Maurice betrachtete seine *Kirschtsa*-Currywurst erst skeptisch, war aber bald begeistert. „Die kann ja fast mit der vom *Konnopke* mithalten“, sagte er dann und Amalia wusste, dass dies eines der höchsten Komplimente war, die er vergab.

„Hast du am Ende gemeint, dass man bei uns nicht gut isst?“, fuhr Nanne ihn an. „*Bei ins isch olls ausgezeichnet.*“ Sie riss ein Stück von ihrem *Gigga* ab und hielt ihm das zarte Hähnchenfleisch mit der braunen Kruste unter die Nase.

Maurice zog die Augenbrauen hoch. Amalia hielt die Luft an. Wenn ihr Freund jetzt ablehnte, hätte er es sich mit Nanne für alle Zeiten verscherzt. Doch dann nahm er das Fleisch, wenn auch mit spitzen Fingern, begann zu kauen, schloss die Augen und sagte selig lächelnd zu Nanne: „Duftete! So eins bestell’ ich mir zum Nachtmisch.“ Damit hatte er gewonnen. Denn jetzt begann Nanne mit ihm über Rezepte und kulinarische Eigenheiten verschiedener Regionen zu plaudern und sie beide entdeckten bald eine gemeinsame Abneigung gegen Zucchiniudeln. Nach dem dritten Bier kam am Tisch außer Nanne und Maurice kaum noch einer zu Wort.

Arne stieß Amalia in die Seite: „Der Beginn einer wunderbaren Freundschaft.“

Amalia nickte grinsend. Damit hätte wohl keiner gerechnet. „Können wir uns setzen zu euch?“, hörte sie eine tiefe Männerstimme mit deutlich italienischem Akzent. Amalia sah auf und erkannte Lorenzo Marchetti, den *Maresciallo* der Gemeinde Vintl. Bei einer Mordermittlung im letzten Winter hatte sie den *Carabiniere* kennengelernt. Obwohl er oft schroff und streng wirkte, hatte Amalia ihn mit der Zeit als sensiblen und interessanten Gesprächspartner

schätzen gelernt und war einige Male mit ihm ausgegangen. Da sie und er in letzter Zeit beruflich sehr eingespannt gewesen waren, hatte sie ihn schon länger nicht mehr gesehen. Er war groß, schlank und hatte die dunklen Haare militärisch kurz geschnitten. Ausnahmsweise spielte um seine vollen Lippen ein kleines Lächeln, was sein kantiges Gesicht ein wenig freundlicher wirken ließ.

„Ja, logisch. Schön, dich zu sehen.“

„*Questo* ist meine Bruder Silvio“, sagte Lorenzo und deutete auf den Mann hinter sich. Amalia schluckte. Wenn schon der Maresciallo gut aussehend war, dann war der etwas jüngere Mann hinter ihm eine Augenweide. Er hatte ebenfalls schwarzes Haar, aber im Gegensatz zu seinem Bruder trug er es so lang, dass die dunklen Wellen seinen Hemdkragen streiften. Die Familienähnlichkeit war unverkennbar, doch wirkte Silvio weicher und nahbarer. Sein Gesicht war ebenmäßig schön, aber dank des markanten Kinns trotzdem männlich. Er lächelte Amalia breit an und entblößte dabei strahlend weiße Zähne.

„Meine Bruder hat schon erzählt von die schöne Frauen hier in die Dorf, und ich dachte, er übertreibt. Aber no ...“, sagte er mit entwaffnender Herzlichkeit.

Vom Charme seines Bruders könnte sich Marchetti ruhig eine Scheibe abschneiden, dachte Amalia, denn der Maresciallo geizte mit seinem Lächeln und mit Komplimenten sowieso. Sie wies einladend auf die Bank neben sich. Aber sie war offensichtlich die Einzige, die sich über die Ankunft der beiden Italiener freute. Evis Blicke hätten ganze Seen innerhalb von Sekunden gefrieren lassen können und Nannes Mund hatte sich zu einem schmalen Strich zusammengekniffen. Die beiden hatten dem Maresciallo seine Rolle in dem Mordfall im letzten Winter noch nicht verziehen. Na ja, und außerdem mochte Nanne generell keine Italiener. Amalia nahm es auf sich, die Unterhaltung am Laufen zu halten. Recht verkrampft plauderte sie über das Wetter: „Zu kalt für die Jahreszeit“,

und die Besucher des Zeltfestes: „Mehr als erwartet“, doch Evi und Nanne ließen sie auflaufen. Die beiden brachten kein Wort heraus. Nur Maurice beteiligte sich unbekümmert am Gespräch. Arne schien den plötzlichen Stimmungsabfall bemerkt zu haben und schwieg verunsichert.

Amalia war fast erleichtert, als Marchetti nach wenigen Minuten sagte: „Wir gehen noch hinüber zu Herrn Raffener, er hat eingeladen die Landesrätin Ladurner und mir gebeten, mich zu ihnen zu setzen. Komm, Silvio!“ Silvio hob scheinbar bedauernd die Schultern und folgte seinem Bruder.

Kaum waren sie außer Hörweite, da fauchte Evi schon: „Was du nur immer mit dem hast. Wenn ich mich daran erinnere, wie unhöflich der zu mir war.“

„Genau. Es gibt so viele nette Burschen in Pfunders. Was brauchst denn da an *wallischem Karpf*?“, stimmte Nanne nachdrücklich zu.

Amalia entschloss sich, auf dieses Thema nicht näher einzugehen, und wurde von Evi gerettet, die von ihrem anstehenden Umzug berichtete. Sie hatte sich vor einigen Monaten von ihrem Mann getrennt und wollte am nächsten Tag ausziehen.

„Wie du nur in dieses alte, scheußliche Haus ziehen kannst. Mich würden keine zehn Pferde da hinbringen. Ich krieg schon eine Gänsehaut, wenn ich nur an das Haus denke“, tat Nanne ihre Meinung unumwunden kund.

„Es war auch nicht meine erste Wahl“, verteidigte Evi sich, „aber in Pfunders ist einfach nichts zu finden, das genug Platz für mich und meine drei Kinder bietet. Beim *Widen* war auch nichts mehr frei. Mit Michl unter einem Dach geht es nicht mehr. Wir brauchen dringend einen ordentlichen Schlussstrich. Es war mein Glück, dass mein Chef der Notar von den drei Besitzern des Hauses ist. Sonst hätte ich ja gar nicht mitbekommen, dass die verkaufen wollen.“

„Ich habe immer gehört, dass die verkaufen wollen“, sagte Amalia.

„Ich habe damals die Testamentseröffnung protokolliert. Von den drei Geschwistern, die das Haus geerbt haben, will einer unbedingt verkaufen, die beiden anderen hängen aber an dem Haus. Weil sie keine Einigung erzielen können, vermieten sie. Als ich händeringend nach einer Wohnung gesucht habe, habe ich Emma, die jüngste Tochter, angerufen. Da ihre letzten Mieter kürzlich ausgezogen waren, sind wir uns ziemlich schnell einig geworden.“

„Die sind halt froh, dass sie einen Dummen gefunden haben, der da hineinwill“, sagte Nanne überzeugt. „Das Haus hat schon „Hexenhaus“ geheißen, wie ich noch ein Kind war. Ich wäre im Dunklen nie dort vorbeigegangen – und du willst da einziehen?“ Nanne schüttelte sich deutlich.

„Jetzt übertreibst du aber, Nanne“, sagte Amalia.

„Die zwei Frauen waren mir zwar auch immer unheimlich, aber die drei Kinder waren in Ordnung. Mit Erich, dem Ältesten, sind Evi und ich sogar in dieselbe Grundschulklasse gegangen. War ein netter Bursche. Er war, glaub ich, kein leibliches Kind, da hat er aber nie viel darüber geredet.“

„Ja, die *Weibo* haben Pflegekinder aufgenommen. Beide waren keine Einheimischen. Wir haben die jüngere Frau im Dorf immer die *Schantane* genannt, weil ihr Gesicht vernarbt und dadurch hässlich war. Die Ältere wurde wegen ihres Buckels nur die *Bucklate* genannt. Eine unheimlicher als die andere. Deine armen Kinder ...“, warnte Nanne wieder Richtung Evi.

„Jetzt hör aber auf, Nanne. Die beiden sind tot und alles andere ist dummes Geschwätz. Es ist viel Platz, auch ums Haus herum, da können die Kinder schön spielen“, antwortete Evi scharf.

„Mmpfh, viel Platz?“ Nanne war nicht zu beruhigen. „Einsam ist es. Wenn du da um Hilfe schreist, hört dich kein Mensch, und im Winter kommt monatelang die Sonne nicht. Denk noch einmal darüber nach.“

„Was redest du denn für eine *Plentn*? Warum sollte ich um Hilfe schreien? Ach was, da machen wir es uns richtig gemütlich. Wirst schon sehen, Nanne.“

„Mach doch, was du willst“, kam die knappe Antwort – sichtlich beleidigt. Zum Glück sprang jetzt Maurice ein, der Nanne nach ihrem Rezept für Apfelstrudel fragte.

„Komm, lass uns in die Disco gehen“, sagte Amalia, und Evi nickte. Arne schloss sich ihnen an, aber Maurice wollte am Tisch bleiben.

Im Discozelt, einem kleineren Zelt hinter dem großen Festzelt, fühlte man sich wie in einer anderen Welt. Die Dunkelheit wurde nur durch rasend schnelles, in allen Farben aufblitzendes Licht schwach erhellt. Aus den Boxen ertönte so laut „*Breaking News*“, dass Amalia das Gefühl hatte, der Bass würde ihren Herzschlag beschleunigen. Sie sah sich um. Mit ihren zweiunddreißig Jahren gehörten sie und Evi schon zu den Älteren. Allerdings konnte sie zwischen den zappelnden jungen Körpern immer wieder Leute erkennen, die ein gutes Stück älter waren als sie selbst. Diese schienen sich hier wohlfühlen und wagten wilde Tanzschritte. Das war das Schöne in Pfunders, Jung und Alt feierten miteinander. Nur bin ich noch nicht bereit, mich zum „Alt“ zu zählen, dachte Amalia.

„Da hilft nur ein *Fliaga*, sonst fühl ich mich alt“, schien Evi ihre Gedanken zu lesen.

„Ich hole welche“, bot Arne sofort an. Als er wenig später mit dem Wodka-Red-Bull-Getränk in drei Bechern zurückkam, hatten Evi und Amalia ihre anfänglichen Hemmungen längst vergessen und tanzten mit ein paar anderen Mädchen ausgelassen zu „*Sweet but Psycho*“. Arne stellte die Drinks ab und überraschte alle damit, dass er bei „*Another Brick in the Wall*“ total ausflippte. Wenig später waren sie alle drei durchgeschwitzt und am Verdursten, daher leerten sie gierig ihre *Fliaga*, bevor sie weitertanzten.

Es war fast Mitternacht, als Amalia sich erschöpft die Haare aus dem Gesicht strich. Die Frisur, die ihr Evi heute

mit so viel Mühe gemacht hatte, hatte sich ziemlich aufgelöst, und feuchte Strähnen hingen ihr wirr ins Gesicht. Sie brauchte frische Luft. Arne wirbelte Evi gerade wild zu „*Galway Girl*“ umher. So verließ Amalia das Zelt allein. Tief atmete sie die kalte, klare Luft ein. Obwohl es schon Mitte Mai war, schätzte Amalia die Temperatur auf unter zehn Grad und zog fröstelnd die Schultern hoch.

Sie wollte gerade wieder hineingehen, als sie eine wütende Mädchenstimme hörte: „Lass mich sofort los!“ Amalia lugte um das Eck des großen Zeltes und konnte im Schatten an der Längsseite zwei Gestalten im Dunklen erkennen.

„*Sei et aseu*. Ich will doch nur mit dir reden.“ Die Männerstimme war leiser und klang in Amalias Ohren weniger bedrohlich als verzweifelt.

„Ich will aber nicht. Es kann einfach nicht sein, dass ich nicht mal aufs Klo gehen kann, ohne dass du mir auflauerst“, fauchte das Mädchen. „Und jetzt lass mich los.“

Amalia hasste solche Situationen. Sie mochte es nicht, sich in die Angelegenheiten Fremder einzumischen, andererseits hatte sie in Berlin gelernt, dass es die Pflicht eines jeden war, bei Gewalt sofort einzugreifen. War es aber schon Gewalt, jemanden am Arm festzuhalten? Sie machte einen Schritt nach vorn, sodass sie für die beiden Streithähne besser sichtbar war, und rief ein wenig unsicher: „*Hoila*, alles in Ordnung bei euch?“

Der Mann ließ das Mädchen sofort los und hob abwehrend beide Hände. „Na, na, alles okay.“ Dann ging er mit gesenktem Blick an Amalia vorbei.

„Danke“, sagte das Mädchen zu ihr.

Jetzt, als sie ins Licht trat, erkannte Amalia sie. Es war Emma, eine dunkelhaarige Schönheit Anfang zwanzig, deren schulterlanges Haar zu einem Bob geschnitten war. Sie war klein mit einer zarten Figur und hatte ein schmales Gesicht mit einem ebenmäßigen, sehr hellen Teint.

„Der Lois würde mir zwar nie etwas tun, aber wenn du nicht gekommen wärst, hätte ich die nächste Stunde mit ihm diskutieren müssen, warum ich mit ihm Schluss gemacht habe.“ Sie hob die Schultern und lächelte schief. „Er ist wirklich sehr nett, aber ...“

Amalia tat der junge Mann fast leid. Emma war bildhübsch, beliebt und witzig. Sie wusste, dass die junge Frau im Organisationskomitee der Bauernjugend war und die letzten Wochen fast jeden Abend bis nach Mitternacht auf dem Festplatz mitgeholfen hatte, damit alles klappte. So eine Frau ließ man nur schwer ziehen, und in die „Nett, aber ...“-Schublade gesteckt zu werden, tat sicher weh. „Kein Thema“, sagte Amalia.

Zusammen gingen sie zurück Richtung Disco. Allerdings kam sie bei ihren Freunden alleine an, weil Emma, kaum dass sie das Zelt betreten hatten, von einem gut aussehenden Typen zum Tanzen aufgefordert worden war. Sie wurde schon ungeduldig von Evi und Arne erwartet.

„Können wir wieder zum Tisch zurückgehen?“, flehte Evi fast. „Wenn ich weiter *Fliaga* gegen den Durst trinke, könnt ihr mich in einer halben Stunde aus dem Zelt tragen.“

„Gern“, stimmte Amalia zu, der der Sinn auch mehr nach einem Radler als nach einem weiteren Mixgetränk stand. Sie bahnten sich einen Weg durch das immer noch gut gefüllte Zelt, doch als sie am Tisch ankamen, war der völlig leer.

„Wo ist denn jetzt Maurice?“, fragte Arne konsterniert.

„Und die Nanne?“ Amalia grinste. „Sehr verdächtig.“

Sie blickten sich suchend um.

„Also, wie ich die Nanne kenne, würde ich zuerst in der *Schnapsbudel* suchen“, meinte Evi.

Die drei gingen zur „Wilderer-Bar“, einem Bereich des Zeltes, der mit Holz von der Tanzfläche abgetrennt war. Der Eingang war mit Tannengrün und Geweihen geschmückt. Drinnen standen die Leute fünf Reihen tief die Bar entlang, die die ganze Länge des Raumes einnahm.

„Hier ist's so voll, da fällst du nicht um,“ sagte Amalia lachend zu Evi.

Nun war es nicht schwierig, Nanne zu finden, denn sie war da, wo am meisten los war und die Leute am dichtesten gedrängt standen. Neben ihr Maurice, der andächtig ihren Worten lauschte. Zwei Burschen der Bauernjugend hatten links und rechts den Arm um ihn gelegt. Ein dritter trat gerade mit einem Tablett *Zirbela* hinzu.

„Arne, komm rüber. Lauter nette Leute hier“, rief Maurice begeistert, als er die Neuankömmlinge entdeckte.

Amalia, Arne und Evi hatten noch nicht ganz zur Gruppe aufgeschlossen, als ihnen schon jemand ein Schnapsglas in die Hand drückte. Von da an verlor Amalia jegliches Zeitgefühl. Sie trank, tanzte ausgelassen zur Oberkrainer Musik auf der Tanzfläche, flirtete und genoss jede Sekunde. Irgendwann hörte die Band auf der Bühne auf zu spielen und stattdessen spielte jemand mit der Ziehharmonika in der Bar. Es war ein Geschubse und Gedränge, Pärchen tanzten, andere verteidigten ihren Platz an der Bar und in den hinteren Ecken wurde wild geknutscht.

„Da bist du ja“, hörte sie Evi, die sie schon länger nicht gesehen hatte, plötzlich hinter sich. Sie hatte Thomas Gruber, den Grundschullehrer von Pfunders, im Schlepptau.

Amalia begrüßte den Mann, der sie freundlich anlächelte. Er war Mitte vierzig, seine dunklen welligen Haare waren schon mit einigem Grau durchzogen. Er war groß und sehr schlank und hatte sehnige Unterarme, die sie an einen Kletterer denken ließen. Sie kannte ihn vom Schulskiennen, das sie fotografiert hatte, und begrüßte ihn daher herzlich. Sofort wurde Amalia in eine Diskussion hineingezogen, wie wichtig richtige Rechtschreibung schon in der Grundschule war.

Als sich Thomas anbot, eine neue Runde zu holen, flüsterte Evi Amalia ganz begeistert zu: „Ich wünschte, wir hätten früher auch schon solche Lehrer gehabt. Er ist so verständnisvoll, und Simon geht richtig gerne zur Schule.“

Wenn ich da an die Habsberger denke, vor der ich damals solche Angst hatte. Ich bin jedes Mal mit Bauchweh durch die Schultüre gegangen.“

Amalia, die ihre Schulzeit in recht guter Erinnerung hatte, nickte vage. Thomas kehrte mit drei *Nussila* zurück und begann von seiner Reise durch Südamerika im letzten Sommer zu erzählen. Ein interessanter Typ, dachte Amalia. Ihr gefiel, dass er inmitten des ganzen Trubels große Ruhe ausstrahlte.

„Hallo, Lukas“, rief er und winkte Lukas Atzwanger, der als Ersatz für Pfarrer Auer nach Pfunders gekommen war, herüber. Der große hagere Mann trug ausgewaschene Jeans, ein schwarzes Hemd, hatte dunkelbraune Haare und ein braun gebranntes Gesicht mit tief liegenden blauen Augen. Schmunzelnd dachte Amalia, dass der Aushilfspfarrer optisch das komplette Gegenteil von dem kleinen rundlichen Pfarrer Auer war, der sich auf einer Reha in Österreich von einer Verletzung erholte. Dieser Mann, der sie hier weit nach Mitternacht in der Schnapsbar breit angrinste, sah so gar nicht nach Pfarrer aus. Nachdem sie sich eine Weile zu viert unterhalten hatten, dachte Amalia belustigt: Wenn ich inzwischen meine Abende mit dem Lehrer und dem Pfarrer verbringe, bin ich wahrscheinlich wirklich alt. „Ich hole die nächste Runde“, bot sie an.

Auf dem Weg zur Bar sah sie sich nach Maurice und Arne um. Die lieferten sich gerade einen Wettkampf mit ein paar Pfundrern, bei dem es darum ging, wer am schnellsten Nägel mit einem schiefen Hammer in einen Baumstumpf schlug. Anscheinend machte Arne seine Sache gut, während Maurice schon Probleme hatte, den Baumstumpf zu treffen. Dem geht es morgen elend, dachte Amalia mit ein wenig Schadenfreude, als sie zusah, wie ihr Freund sich nach jedem Schlag abstützen musste. Sie drehte sich zur Bar um.

„Vier *Nussila*, bitte!“, bestellte sie.

„Die Stimme kenne ich doch“, tönte es von hinten.

Ihr Magen zog sich zusammen und sie wandte sich langsam um. Neben ihr stand Felix, Nannes Sohn, ihr Nachbar seit frühester Kindheit. Mit ihm war sie täglich gemeinsam zur Schule gegangen, mit ihm hatte sie ihren ersten Rausch gehabt und mit ihm hatte sie ihren ersten Dreitausender bestiegen. Doch nach einer schiefgelaufenen Affäre im letzten Sommer war nichts mehr, wie es war. Aus einer unkomplizierten Freundschaft war zuerst Liebe und dann Enttäuschung geworden. Inzwischen gingen sie freundlich, aber verkrampft miteinander um. Dass sie jedes Mal Herzklopfen hatte, wenn sie ihn sah, machte die Sache auch nicht besser. Er war einen Kopf größer als sie, hatte blondes, immer etwas unordentliches Haar, blaue Augen und lächelte sie nun mit seinem verschmitzten Lächeln an, das sie immer an den Lausbuben ihrer Kindheit erinnerte.

„*Hoila*“, sagte Amalia nicht wirklich geistreich.

„*Hoi. Guit schaugst aus*“, sagte Felix und musterte sie eindringlich.

„Danke“, sagte Amalia und spürte, wie sie unter seinem Blick rot wurde. Wieso war sie nicht noch einmal auf die Toilette gegangen, um ihre inzwischen total ramponierte Frisur in Ordnung zu bringen? „Wie geht’s dir denn?“, fragte sie lahm.

„Läuft“, antwortete er mit einem breiten Grinsen, nahm zwei Stamperl Schnaps von der Bar und ging zu einer hübschen Blondine, die auf der anderen Seite der Bar wartete.

„Depp“, dachte Amalia, bezahlte und machte sich auf den Weg zurück zu Evi. Sie wurde unterwegs von Nanne aufgehalten.

„*Bildomocharin*, ich geh jetzt heim.“ Obwohl Nannes Wangen gerötet waren und ihre Augen einen glasigen Glanz hatten, sah ihre Frisur aus, als hätte sie soeben das Haus verlassen, und ihre Worte waren klar und deutlich.

„Ach Nanne, trink noch einen Schnaps mit mir, dann geh ich mit heim“, entschied Amalia spontan.

„Ah ja, einer geht noch“, ließ sich Nanne ohne großen Aufwand überreden.

Amalia brachte Evi, dem Lehrer und dem Pfarrer die Schnäpse, bestellte noch einen für Nanne und stieß dann mit ihrer Nachbarin an. „Auf den *Kirschtsa*.“

„Auf den *Kirschtsa*.“ Nanne leerte das Glas mit einem kräftigen Zug und Amalia tat es ihr gleich. Dann verabschiedete sie sich von Evi und machte sich mit Nanne auf den Heimweg. Die frische Luft vor dem Zelt ließ Amalia schlagartig erkennen, dass sie viel zu viel getrunken hatte. Nanne erging es anscheinend ähnlich, denn sie hakte sich bei Amalia unter. Der Gehsteig erschien viel zu schmal für sie beide und es dauerte ewig, bis sie endlich die Lärchstraße erreichten. Nun ging es auch noch steil bergauf.

Nanne blieb stehen. „Lass uns kurz rasten.“

Amalia war dankbar, denn obwohl die Nacht kühl war, schwitzte sie.

„Was ich noch mal sagen wollte“, begann Nanne, „red der Evi die Schnapsidee mit dem Hexenhaus aus. Das Haus bringt nur Unglück. Das geht niemals gut.“

Amalia nickte, weil es ihr zu anstrengend schien, zu antworten.

„Da sind schon so viele schlimme Dinge passiert. Die Leute, die das Haus im Winter gemietet haben, haben es keine drei Monate ausgehalten.“ Sie packte Amalia am Arm. „Lass die Evi da nicht einziehen. Das Haus ist verflucht. Die letzten Pfundrer, die dort gelebt haben, sind unter die *Lahne* gekommen, und dann kamen diese unheimlichen *Weibo*. Da unten sind schreckliche Dinge vor sich gegangen. Die Leut' im Dorf haben geredet. Bleibt dem Haus fern.“

In den Augen der alten Frau lag ein fanatischer Glanz. Durch die Eindringlichkeit, mit der Nanne ihre Warnung aussprach, fühlte Amalia einen eisigen Schauer über ihren Rücken laufen. Sie gingen weiter. „Von dem Lawinenunglück habe ich gehört. Wann war denn das?“

„Kurz nach dem Krieg“, antwortete Nanne schroff, und entgegen ihrer sonstigen Art sagte sie kein Wort mehr, bis sie bei Amalias Haus ankamen und sich verabschiedeten.

¹ Alle kursiven Begriffe werden im Glossar am Ende des Buches erklärt.

2.

20. Dezember 1947

Das Licht der Kerzen vorne am Altar flackerte und Anton, den im Dorf alle nur „Tondl“ nannten, spürte, wie ihm die Kälte durch die feuchte Hose in den ganzen Körper kroch, und das, obwohl er seine genagelten Bergschuhe und eine dicke Lodenhose trug. Die Nässe war wohl durch die kratzige Wolle gedrungen, als er durch den hohen Schnee gestapft war. Wahrscheinlich war der Stoff dünn geworden, denn er war der vierte von vier Buben, und alles, was er trug, hatten seine drei Brüder schon vor ihm getragen. Nur seine jüngere Schwester Thresl bekam manchmal etwas Neues. Im Schein der Stalllaterne war er bei Dunkelheit aufgebrochen, um zur morgendlichen Rorate zu gehen. Normalerweise wären seine Mutter und seine kleine Schwester mit ihm zu dieser Adventsmesse gegangen, doch die fünfjährige Thresl hatte Fieber und die Mutter war bei ihr zu Hause geblieben. Die Brüder und der Vater waren im Stall, weil eine Kuh kalben sollte. Allerdings wusste Anton, dass dem Richard, dem Ando und dem Benjamin jede Ausrede recht war, um sich vor dem frühmorgendlichen Kirchgang zu drücken. Fast immer war er allein mit den *Weiboleit* durch den kalten Wintermorgen gestapft. Wie ihn das ärgerte! Er fand, dass er mit seinen sieben Jahren auch schon alt genug war, um auf dem Hof zu helfen. Aber nein, für die Brüder und den Vater blieb er immer der *Letze* auf dem Feld, der *Wossatroga*, der sich um die kleine Schwester kümmerte, der, den sie nicht für voll nahmen.

Ein tiefes Grollen drang durch die dicken Kirchenmauern und Anton hob den Kopf. Sein Blick huschte über die weißen Wände der St.-Martin-Kirche, die mit barocken Heiligendarstellungen geschmückt waren. Er und die fünf anderen Buben, die auf den *Schuilobankln* ganz vorne saßen, wurden nur vom schimmernden Kerzenschein erhellt. Keiner tuschelte, weil hinter ihnen die gestrenge Klosterfrau saß, die jeden, der den Gottesdienst nur im Geringsten störte, schmerzhaft am Ohr packte und vor den Altar zog. Was an sich schon schlimm genug war – doch weil das die ganze Kirchengemeinde mitbekam, gab es zu Hause dann auch noch eine schallende Ohrfeige vom Vater und eine lange Strafpredigt von der Mutter. Auch die anderen Buben neben ihm wurden unruhig. Es schneite seit fünf Tagen fast ohne Unterlass. Die Alten vom Dorf sprachen mit großer Besorgnis von früheren schlimmen Lawinen und blickten immer wieder besorgt auf die steilen Hänge oberhalb von Pfunders, wo der Schnee sich meterhoch türmte.

Als die Messe endlich vorbei war, drängte er sich schnell an den alten Frauen vorbei aus der Kirche. Sofort zog er seine rote Wollmütze, die er während des Gottesdienstes abgenommen hatte, über seinen dichten braunen Haarschopf. Ein eisiger Wind piff von den Bergen herunter und trieb ihm die Schneeflocken schmerzvoll, da fast waagrecht ins Gesicht. Anton nahm die Kälte, die ihn schon in der Kirche fest im Griff gehabt hatte, noch deutlicher wahr. Schnell ging er zum Grab, wo sein Opa lag, entzündete ein Grablicht an seiner Stalllaterne und betete ein Vaterunser – in doppelter Geschwindigkeit und ohne große Andacht. Der Opa hätt's verstanden, dachte Anton ein wenig trotzig. Den hätte es bei diesem *greisligen* Wetter auch heim zum Frühstück gezogen.

Er war noch nicht ganz fertig, als sich eine schwere Hand auf seine Schulter legte. Ein wenig erschrocken blickte er sich um. Der Pfarrer stand mit seinem weißen Messgewand

hinter ihm und versuchte mit der anderen Hand, sein Gesicht vor den Schneeflocken zu schützen.

„Geh heim, *Bui*“, sagte er mit seinem üblich gewichtigen Ton, aber Anton meinte echte Besorgnis heraushören zu können. „*Heint* sollten alle *dahoame* bleiben.“

Bang sah Anton über die Felder, die unter der Friedhofsmauer lagen, zu ihrem Hof hinüber, der auf der *Schattseite* ein wenig unterhalb des Bergdorfes lag. In der Küche brannte Licht. Wie eine warme, sichere Zuflucht vor dem Wintersturm kam Anton sein Elternhaus vor. Aber direkt hinter dem Hof ragten steile Hänge bis weit über 2.000 Meter Höhe auf. Bisher waren sie immer vor Lawinen bewahrt worden. Aber bei so viel Schnee ..., dachte Anton beklommen. Er nickte dem Pfarrer kurz zu und machte sich auf den Weg.

Die Unruhe, die ihn schon in der Kirche erfasst hatte, kehrte mit neuer Kraft zurück. Auch wenn er es nie zugegeben hätte, vermisste er seine kleine Schwester Thresl. Wenn sie die letzten Male in der beginnenden Morgendämmerung von der Rorate heimgegangen waren, hatte sie ihre kleine Hand in seine geschoben und ohne Punkt und Komma geredet, bis sie den Hof erreicht hatten. Er hatte meistens nur irgendwelche einsilbigen Antworten gebrummt und den Anschein erweckt, dass er sich für ihr Kleinmädchengeplapper nicht interessierte, aber jetzt fehlte sie ihm richtig. Es war so still und gab nichts, was ihn von seiner Besorgnis ablenken konnte. Seine Spuren vom Hinweg zur Kirche waren unter dem frisch gefallenen Schnee schon längst nicht mehr zu erkennen. Auf den ersten Metern waren noch andere Kirchgänger mit ihren Laternen den gleichen Weg gegangen, doch das letzte Stück kürzte er über Felder ab und musste es deshalb allein zurücklegen. Das Licht seiner Stalllaterne wischte auf dem Boden vor ihm hin und her, weil der Wind die Laterne zum Schaukeln brachte. Eine der längsten Nächte des Jahres lag hinter ihnen und es schien, als könnte sich das erste

Tageslicht nur sehr schwer gegen die Dunkelheit durchsetzen. Wieder erklang ein bedrohliches Grollen, das von den in der letzten Nachtschwärze versteckten Gipfeln kommen musste.

Er beschleunigte seinen Schritt, weil sein Magen vor Hunger knurrte. Nach der Rorate richtete die Mutter immer ein ordentliches *Vormass* her. Sie würden schon alle in der Küche beisammensitzen, das Feuer im Holzherd würde knistern und es wäre wohlig warm. Wie jeden Morgen würde sein Vater schweigsam *Milch und Bröcke* essen, und seine Brüder würden ihn aufziehen, weil er als Einziger in die Kirche hatte gehen müssen. Ein vielsagender Blick von der Mutter würde die drei aber schnell zum Schweigen bringen. Aber das wäre ihm eh alles egal, so lange er nur endlich etwas zum Essen bekäme, dachte er zuversichtlich.

Plötzlich verwandelte sich das Grollen in ein lautes Tosen. Er blickte sich ängstlich um, aber in der einsetzenden Morgendämmerung konnte er nicht weit sehen. Plötzlich schien es, als löste sich die Welt um ihn auf. Wie ein Zinnsoldat, der von einer mächtigen Hand gepackt wird, wurde er nach hinten geschleudert. Panisch spürte er, dass Schnee auf ihm landete. Wild ruderte er mit seinen Armen, vermeinte keine Luft zu bekommen und wusste nicht, wo unten und oben war. Nach Sekunden, die ihm wie eine Ewigkeit vorkamen, wurde es still. Der Schnee um ihn herum hörte auf, sich zu bewegen. Über ihm war alles weiß. Oder war es unter ihm? Lag er auf dem Rücken oder auf dem Bauch? Er konnte seine Gliedmaßen nicht bewegen, es war, als wären sie im Schnee einbetoniert. Er fühlte sich wie lebendig begraben. Die Luft wurde knapp. Er hatte das Gefühl, von der Last des Schnees erdrückt zu werden.

Wieder versuchte er sich zu bewegen, sich zu befreien. Nichts. Oder doch? Sein linker Arm hatte sich ein wenig bewegt. Mit ganzer Kraft schob er ihn vor und zurück und vermeinte seinen Bewegungsradius zu vergrößern. Sein Herz klopfte rasend schnell. Ich brauche Luft, ich muss

atmen, war der einzige Gedanke, zu dem er fähig war. Endlich konnte er seinen Arm anheben. Mit ungelinkten Fingern und mit großer Schwierigkeit befreite er sein Gesicht vom Schnee, der hier zum Glück keine zehn Zentimeter hoch lag. Gierig sog er die kalte Morgenluft ein. So kalt und klar, so köstlich. Er musste husten, aber nach einigen Atemzügen beruhigte er sich. Er begann eilig, sich auszugraben. Minuten verstrichen. Aber der Schnee, der so weich und sanft vom Himmel fiel, war nun hart und unnachgiebig. Jeder Zentimeter Freiheit musste schwer erarbeitet werden. Als er sich endlich befreit hatte, stand er mit wackligen Beinen auf und sah sich um. Er musste sich um die eigene Achse drehen, um sich zu orientieren. Als er die Kirche hinter sich auf dem Kirchbichl sah, wusste er, in welcher Richtung sein Elternhaus stand. Stehen sollte. Denn vor ihm war es nur weiß.

Nun hatte das Tageslicht doch den Kampf gegen die Nacht gewonnen und ließ ihn das ganze Grauen klar erkennen. Die riesige Lawine war vom *Follmetz* heruntergekommen. Sie hatte auf dem Weg ins Tal Bäume und große Felsbrocken mitgerissen und den Hof unter sich begraben. Ihn hatten zwar nur die Ausläufer der Lawine erwischt, aber da, wo in einigen hundert Metern sein Zuhause hätte sein sollen, waren nur noch hohe Schneewände zu sehen. Er stapfte, so schnell es ging, durch den Schnee.

Aus den Schneemassen ragte der First vom Feuerhaus heraus, rundherum lagen Balken, wirr hingeworfen wie Mikado-Stäbchen. Einige Meter vom Haus entfernt stand ein Fenster samt Stock, darum verstreut lagen Dachziegel und ein Stück vom Gartenzaun. Es schien, als habe ein Riese das Haus aufgeklaut, geschüttelt und alles liegen gelassen, wo es gerade hinfiel.

Tondl kraxelte über mehrere mannshohe Schneehaufen, bis er dahin kam, wo er die Tür vermutete. Mit dem Mut der Verzweiflung und bloßen Händen begann er zu graben. Es dauerte nicht lange und seine durchweichten

Wollhandschuhe hingen in Fetzen und seine Hände bluteten. Er schien seinem Ziel kein bisschen näher gekommen zu sein. Schnee, Schnee, überall Schnee. Nie hatte er sich hilfloser gefühlt. Schluchzer überkamen ihn, aber er grub und grub.

Ein Fluchen riss ihn aus seiner Fokussierung auf die Holztür, hinter der seine Familie sein musste. Er sah auf. Gustl, der Bauer vom Nachbarhof, war mit einem Spaten zugange. Mindestens zehn andere Leute gruben, und als er Richtung Kirche blickte, kamen weitere Dorfbewohner mit Schaufeln und Pickeln bewaffnet die Felder herunter. Tondl schöpfte neuen Mut. Mit so viel Hilfe musste er es doch schaffen.

Er hätte nicht sagen können, wie viel Zeit vergangen war. Er spürte weder Schmerz noch Kälte, er wollte nur zu seiner Familie. Plötzlich ertönte ein lauter Ruf: „Seids leis, ich glaub, ich hör was!“

Alle hielten in der Bewegung inne. Tondl lief zum Waschtl, dem Messner, der angestrengt lauschte. Bitte, lieber Gott, lass sie noch leben, betete Tondl inbrünstig. Aber es war nur Stille. Gottverdammte Stille. Waschtl ließ resigniert die Arme sinken, als Tondl doch etwas hörte. Ganz leise, aber unverkennbar die Stimme von Thresl. „Hilfe, Hilfe, hilf mir!“

„Ich bin da, Thresl. Wir holen dich da raus, hab koa Angst!“, sagte Tondl, dem Tränen über das Gesicht liefen, ohne dass er es bemerkt hätte. Waschtl drückte kurz seine Schulter, dann winkte er die anderen Männer heran und erneut begannen sie zu schaufeln, mit neuem Einsatz und neuer Hoffnung. Der Pfarrer, der auch mit einer Schneeschaukel herangeeilt war, versuchte Tondl zu einer Pause zu überreden, damit ihm jemand die blutigen Hände verbinden konnte. Doch als er den wilden Blick des Jungen sah, drückte er ihm seine Schaufel in die Hand und ließ ihn weiter mit den Männern graben. In unregelmäßigen Abständen machte Waschtl ein Zeichen und alle hörten auf zu schaufeln und horchten. Tondl wurde es leichter ums

Herz, wenn er Thresls Stimme hörte. Das Mädchen begann das Vaterunser zu beten, das einzige Gebet, das sie schon konnte. Wieder und wieder sprach sie die gleichen monotonen Worte und gab damit die Richtung vor, in die sie graben mussten.

Schließlich hob Waschtl die Hand.

„Wir sind im Hausgang. Vorsicht, dass wir sie nicht verletzen.“ Alle schwiegen, um abzuschätzen, wo Thresl lag. Aber es blieb still.

„Thresl, Thresl,“ schrie Tondl aus Leibeskräften. „Sag was, wir sind fast bei dir. Wir holen dich raus. Nur noch ganz kurz ...“ Er brach ab und lauschte. Aber die Unheil verkündende Stille hielt an. Auf ein Zeichen Waschtl's gruben die Männer weiter. Aber Tondl konnte sehen, dass auch in ihren Gesichtern die Hoffnung der blanken Angst gewichen war.

„Ich glaub, ich hab sie“, hörte er von links.

Noch ein paar behutsame Spatenstiche und Gustl vom Nachbarhof, ein grobschlächtiger Mann, der alle überragte, hob mit einer überraschenden Sanftheit eine leblose kleine Gestalt aus dem Schnee. Sofort brachte jemand einen Mantel, auf den Thresl gebettet wurde. Es wirkte, als würde sie schlafen. Tondl ließ sich neben ihr auf die Knie fallen. Ihr Gesicht war fast so weiß wie der Schnee und sie trug nur ihr Nachthemd. Er wurde zur Seite gestoßen und Martin, der während des Krieges eine Ausbildung zum Rettungssanitäter gemacht hatte, begann eine Mund-zu-Mund Beatmung. Tondl schöpfte Hoffnung, als er sah, dass sich Thresls Brustkorb hob und senkte. Er war überrascht, als Martin nach einiger Zeit aufhörte und traurig den Kopf schüttelte.

„Nichts mehr zu machen,“ murmelte er.

„Halt“, schrie Tondl, „sie hat sich bewegt. Ich hab es genau gesehen.“

„Das war bloß meine Luft“, erklärte Martin mit gesenktem Kopf.

„Probier's weiter, bitte, bitte ...“, flehte Tondl.